



Veit Harlan (1899 bis 1964) ist der blinde Fleck in der Dokumentation von Felix Moeller, die weniger die Fragen um die Entstehung von „Jud Süß“ behandelt, als davon erzählt, wie sich seine Familie mit der Verantwortung auseinandersetzt. Foto Salzgeber

## Des Teufels Regisseur

Der Dokumentarfilmer Felix Moeller untersucht in „Harlan – Im Schatten von Jud Süß“, welches Erbe der NS-Vorzeigeregisseur hinterlassen hat.

Es gibt eine interessante Szene, in der die drei Enkelinnen Veit Harlans fast übereinstimmend erzählen, wie sie nun zum ersten Mal „Jud Süß“ gesehen hätten – als sogenannter Vorbehaltsfilm darf er wegen seines antisemitischen Gehalts nicht öffentlich gezeigt werden – und wie überrascht sie waren, weil sie sich den Film „schlimmer“ vorgestellt hätten. Das klingt missverständlich und ein wenig naiv, ist aber in keinem Fall als Verharmlosung gemeint, sondern zeigt nur, für wie durchsichtig diese Generation die perfide Propaganda von „Jud Süß“ Films hält – und wie sehr das Aufführungsverbot den Film zu einem schwarzen Loch der Familiengeschichte hat werden lassen. Und warum es womöglich doch richtig ist, die Vorbehaltsfilme nur in „geschlossenen“ Bildungsveranstaltungen mit sachkundlicher Einführung zu zeigen. Denn wie „schlimm“ der Film „Jud Süß“ ist, sieht man an den Szenen, die hier gezeigt werden, unmissverständlich – auch wenn die Enkelinnen die propagandistische Absicht einzuordnen wissen.

Felix Moellers Dokumentarfilm heißt zwar „Harlan – Im Schatten von Jud Süß“, erzählt aber im Grunde eine andere Ge-

schichte, die viel interessanter ist, nämlich: Die Harlans – Im Schatten von Veit. Denn Moeller hält sich nicht übermäßig lange mit Werdegang und Karriere des Regisseurs auf, der nach dem Krieg zweimal wegen Beihilfe zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt – und freigesprochen – wurde, und verliert sich auch nicht lange in filmwissenschaftlichen Betrachtungen, sondern untersucht, welches Erbe Veit Harlan seiner Familie hinterlassen hat und wie diese damit in der nächsten und übernächsten Generation umgegangen ist.

Harlan selbst bleibt fast so etwas wie ein blinder Fleck, dessen Weigerung, sich zu irgendeiner Schuld zu bekennen, wie bleiernes Schweigen über dieser Familie liegt. Es gibt einen Fernsehausschnitt mit seiner dritten Frau und Hauptdarstellerin Kristina Söderbaum, die beklagt, „Jud Süß“ sei das große Unglück ihrer beider Leben gewesen; aber dabei wird klar, dass es ihr dabei mehr um das Ungemach geht, mit den ständigen Vorwürfen leben zu müssen, als um eine Einsicht, was sie mit diesem Film eigentlich angerichtet haben oder wie viel Verantwortung sie dafür tragen. Die Frage, die damals die Gerichte und heute die Nachkommen beschäftigt, ist, inwieweit Harlan damals unter Zwang gehandelt hat oder ob nicht vielmehr Willfährigkeit im Spiel war. Natürlich war eine strafrechtlich relevante Kausalität zwischen Film und Völkermord damals schwer nachweisbar, aber schon Goebbels' Äußerung, „Jud Süß“ sei „ein antisemitischer Film, wie wir ihn nur wünschen können“, zeigt, dass er als Werkzeug des Völkermordes nicht nur gedacht, sondern auch so eingesetzt wurde.

Moeller besucht die zwei Kinder der zweiten Ehe mit Hilde Körber – Thomas

Harlan und Maria Körber –, dazu die zwei Söhne aus der Ehe mit Söderbaum – Caspar und Kristian –, die Kinder von Veits Bruder Fritz Moritz – Stanley Kubricks Witwe Christiane und Jan Harlan –, sowie die Kinder von Thomas und Caspar und die Tochter aus der Ehe von Veits verstorbener Tochter Susanne Körber und Claude Jacoby. Dieser Jessica Jacoby ist der Riss durch die Familiengeschichte am tiefsten eingeschrieben, denn ihr einer Großvater war erfolgreicher Filmregisseur, während der andere nach Minsk deportiert und ermordet wurde.

Man merkt ihnen allen an, wie schwer ihnen die Auseinandersetzung und die Distanzierung vom Vater, Onkel oder Großvater fielen und fallen, wie sie sich an der Frage abarbeiten, wie viel dessen Wirken eigentlich mit ihnen zu tun hat. Aber sie alle stellen sich dem Thema und auch diesem Film – am wortgewaltigsten natürlich Thomas Harlan, dessen künstlerisches und politisches Wirken eine einzige Auseinandersetzung mit der Schuld ist. Seine Ausdruckschwut bildet einen eigentümlichen Kontrast zum schweigenden Vater. Er spricht vom Talent des Vaters, „falsche Gefühle hochzuzüchten und glaubhaft zu machen“, von der schlimmen Einsicht, „dass der Nicht-Antisemit der beste Wetzher des Messers war“, und davon, dass es ihm immer „ganz selbstverständlich schien, mit ihm verantwortlich zu sein“.

Und Felix Moeller gelingt es zu zeigen, wie das aussehen kann, wenn sich spätere Generationen auch dieser Verantwortung stellen, ganz im Sinne von Thomas Harlan, der eine fortdauernde Auseinandersetzung wünscht: „Und sei es nur im Hinblick darauf: Ist euch klar, was passiert ist? Das würde ja schon genügen, manchmal.“

MICHAEL ALTHEN